Thorsten Benkel,
Sven Lewandowski (Hg.)

Kampfplatz Sexualität

Normalisierung
Widerstand
Anerkennung

KÖR
PER
KUL
TUR
EN ::

[transcript]

Thorsten Benkel, Sven Lewandowski (Hg.)
Kampfplatz Sexualität

KörperKulturen

Thorsten Benkel (Dr. phil.) ist Soziologe und arbeitet als Akademischer Rat an der Universität Passau. Er ist u.a. Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Zeitschrift für Sexualforschung. Seine Forschungsschwerpunkte sind Wissenssoziologie, Mikrosoziologie sowie Soziologie des Körpers, des Rechts und des Todes.
Sven Lewandowski (Dr. phil.) ist Soziologe und leitet an der Universität Bielefeld das DFG-Projekt »Die Praxen der Amateurpornographie«. Er ist zudem Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Zeitschrift für Sexualforschung. Seine Forschungsschwerpunkte sind Sexualsoziologie, Soziologische Theorie und Systemtheorie.

Thorsten Benkel, Sven Lewandowski (Hg.)

Kampfplatz Sexualität

Normalisierung – Widerstand – Anerkennung

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2021 transcript Verlag, Bielefeld

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Umschlagabbildung: Matthias Holzapfel, München
Korrektorat: Marina Lukin, Düsseldorf
Satz: Sven Lewandowski
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-4425-8
PDF-ISBN 978-3-8394-4425-2
https://doi.org/10.14361/9783839444252
Buchreihen-ISSN: 2702-9891
Buchreihen-eISSN: 2702-9905

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter *www.transcript-verlag.de/vorschau-download*

Inhalt

Kampf um die Lust. Einleitung
Thorsten Benkel und Sven Lewandowski | 7

Schließung und Öffnung in der Sexualkultur am Beispiel der Heteronormativität
Rüdiger Lautmann | 25

Modelle sexueller Arbeitsteilung. Diskurse und Differenzen
Thorsten Benkel | 39

Amateurpornographische Praktiken
Sven Lewandowski und Tara Elena Siemer | 73

»Roboter mit Senf«. Ironie, Irritation, Authentifizierung und Subversion in einem (semi-)amateurpornographischen Video
Sven Lewandowski | 109

Die Erotik des Kindes, sexuelle Übergriffe und Pädosexualität. Sexualwissenschaftliche Thesen
Volkmar Sigusch | 145

Sexualität und Körperlichkeit im Alter. Überlegungen zur Handlungsmacht
Miranda Leontowitsch | 159

Ist das Sex? Gesellschaftliche Anerkennung, Kommodifizierungen und Grenzformen von SM
Matthias Meitzler | 179

Nicht zeigen und nicht verstecken. Metaphern des Going-public von BDSM
Elisabeth Wagner | 243

Chemsex – Sondierungen des diskursiven Areals
Teresa Geisler | 269

Autor*innen | 309

Kampf um die Lust

Einleitung

Thorsten Benkel und Sven Lewandowski

Sexualität ist – wieder einmal – unter Beschuss geraten. Für US-amerikanische Verhältnisse konstatieren David M. Halperin und Trevor Hoppe (2017) einen »War on Sex«, der sich nicht allein gegen sexualisierte Gewalt richtet, der nicht bloß obszöne sprachliche Grenzüberschreitungen anprangert und der nicht lediglich in der moralischen Ächtung der dafür jeweils Verantwortlichen sein Ventil findet. Dieser Krieg wird tatsächlich gegen das Sexuelle schlechthin geführt. Gemäß dieser Metapher[1] entstehen einerseits dynamisierend wirkende Verknüpfungen von verschiedenen Interessen und Interessengruppen, die andererseits Strategien entwickeln, welche von bestimmten gesellschaftlichen Gruppen aufgegriffen und verstärkt werden, damit anti-sexuelle Einstellungen bzw. eine generelle Skepsis gegenüber dem Sexuellen als ›normale‹ Haltung propagiert werden können. Die Feldzüge werden nicht nur von Seiten des traditionell erzkonservativen, den Niedergang der gesellschaftlichen Ordnung bedroht wähnenden Milieus gestartet, auf die jegliche Form erotischer Expressivität beängstigend wirkt. Ihre bemerkenswerte Durchschlagskraft erhält deren antisexueller Impetus vor allem durch eine eher implizite denn explizite Koalition mit (Neo-) Evangelikalen, radikalen Feministinnen, klassischen bürgerlichen Eliten

1 Die Bezeichnung »Krieg« kann darüber hinaus als analytische Kategorie fungieren, mit der sich fassen lässt, dass der Kampf um bzw. gegen Sexualität mitunter nicht nur ohne Rücksicht auf Verluste, sondern auch auf Arten und Weisen geführt wird, die auf die möglichst totale Exklusion des ›Feindes‹ abzielen.

und politischen Unternehmern, denen Sexualität an sich eher gleichgültig ist, die aber die Gelegenheit wittern, ihre politischen Gegner zu spalten, indem sie auf sexuelle *moral issues* setzen. Obwohl also entsprechende Motive durchaus eine Rolle spielen mögen, wäre es zu einfach, die rhetorischen Schlachten um die Vorherrschaft über Lust und Leidenschaft, und damit auch über die Grenzen staatlicher Interventionsbefugnisse, allein als Revanche für ’68 anzusehen.

Ein neues oder jedenfalls zunehmend wieder stärker artikuliertes Unbehagen gegen sexuelle Freiheiten scheint auch Teile des liberalen Milieus umzutreiben und nicht zuletzt die #metoo-Bewegung bzw. -Debatte zu grundieren. Dabei vermischen sich Elemente der produktiven und gesellschaftlich relevanten Hegemoniekritik mit ideologischen, vordergründig aber nicht mehr so deutlich sexualfeindlichen Dispositionen. Das Ergebnis ist ein diskursives ›Haifischbecken‹, in dem es auf den ersten Blick um die Zerfleischung des falschen Denkens, mit zunehmender Radikalisierung letztlich aber um die Durchsetzung normativer und teilweise restriktiver Einstellungen geht. Sexualität, vor allem das, was als ›männliche‹ Sexualität apostrophiert wird, wird in manchen Debatten primär als destruktiv und als zu reglementierende Gefahr verstanden, die nur durch Kontrolle und Zensur gebannt werden könne. Entsprechende Aktionismen hat es in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder gegeben. Üblicherweise haben die Radikalität und die sukzessive Radikalisierung der Forderungen aber dafür gesorgt, dass die entsprechenden Projekte im Zeichen sozio-sexueller Regulierung unter ihrem eigenen Gewicht wieder zusammengebrochen sind; nicht selten übrigens auf eine Weise, bei der wertvolle Initiativen und sinnvolle Aspekte, die am Anfang der Debatte standen, undifferenziert mitgerissen wurden.

Zu denken ist beispielsweise an ›Femen‹, eine dem Kampf gegen die Unterdrückung von Frauen verschriebene Initiative, die vor einigen Jahren mit ›Guerilla‹-Aktionen bei politischen und religiösen Veranstaltungen auf sich aufmerksam gemacht hat. Mit entblößter Brust, die häufig mit pointierten Parolen beschriftet wurde, demonstrierte Femen gegen verschiedene Repressionen. Der Oben-ohne-Protest sicherte der Gruppe die mediale Aufmerksamkeit, die sie brauchte und suchte; als subversives Manöver ließen sich nackte Brüste aber zu diesem Zeitpunkt nicht ernsthaft verkaufen, zumindest nicht in Regionen, in denen solche Entblößungen vorrangig mit erotisch-ästhetischen Konnotationen assoziiert werden. (Femen scheint die-

sen kulturellen Faktor zu übersehen; das Oben-ohne-Manöver wurde undifferenziert in liberalen wie in restriktiven politischen Kontexten verwendet.) In der Perspektive mancher »Männerblicke« (Kaufmann 2006) boten die Aktionen von Femen vor allem einen Blick auf schlanke, sportliche und jugendliche Frauenkörper.[2] Sogar eine Gegenbewegung gab es, die heute so unbekannt ist, wie Femen out of fashion ist: ›Les Antigones‹ setzte sich aus jungen Frauen zusammen, die sich betont bürgerlichen Wertvorstellungen verbunden fühlten.

Ihre Kritik an der politisierten Selbstentblößung von Femen wurde in den medialen Selbstdarstellungen der Gruppe explizit gemacht. Besonders interessant ist am Beispiel Femen, dass die Gruppe ihren Kampf wider die Unterdrückung und für die befreite Sexualität von Frauen u.a. dadurch zu führen versuchte, dass immer wieder gegen Liberalisierungen im Feld der Prostitution agiert wurde. Sexarbeiterinnen könnten, so die Implikation, nicht ›frei‹ sein, da prostitutiver Sex per se als Unterdrückung zu gelten habe. Für Freiheit *von* Prostitution kämpft Femen unbeschadet der Kritik von Prostituierten, die diese Opferrollenzuschreibung als falsche Analyse ihrer Situation begreifen. Frei sollen Sexarbeiterinnen laut Femen dadurch sein, dass sie ihrer Tätigkeit nicht nachgehen dürfen, d.h. sie sollten Sex zwar selbstbestimmt privat erleben dürfen, nicht aber als berufliche Tätigkeit.

Thematisch in eine ähnliche Richtung schlägt der Versuch der Bundesregierung, mit dem 2017 verabschiedeten *Prostitutionsschutzgesetz* die Verhältnisse zwischen Freiern und sexuellen Dienstleister*innen in Bordellen und Laufhäusern, privaten Apartments und Fünf-Sterne-Hotelzimmern und allen anderen Orten auf eine Weise zu reglementieren, bei der der Schutz der Sexarbeiter*innen nur das Feigenblatt für eine Agenda ist, die sich – im Einklang mit gesamteuropäischen Entwicklungstendenzen –

2 Zumindest sahen so die Femen-Bilder aus, die medialisiert wurden (vgl. generell Thomas/Stehling 2015). Wenn es andere Körperformen gegeben haben mag, die bei den Performances mitgewirkt haben, so tauchten sie jedenfalls in der massenmedialen Berichterstattung praktisch nicht auf. Gegen diese Unsichtbarkeit scheint sich der Protest von Femen u.a. zu richten; da er aber selbst entsprechende Unsichtbarkeiten erzeugt oder zumindest in vorab berechenbarer Form in Kauf nimmt, dürften die ironischen Kommentierungen, an denen bei Berichterstattungen über Femen kein Mangel herrscht, wohl zumindest zum Teil auf solche immanenten Widersprüche zurückgehen.

knapp ein Jahrhundert nach der Legalisierung der Prostitution in Deutschland (1927) für deren Überwachung, für verstärkte Regulierung und für mehr Eingrenzung einsetzt (Benkel 2018).

Ein wesentliche ›Falle‹ der Debatte um Prostitution, in die vor allem Prostitutionsgegner*innen ihre Opponent*innen zu drängen versuchen, ist eine Dichotomie von Zwang auf der einen und der Annahme auf der anderen Seite, dass es sich bei der Entscheidung, sexuelle Dienstleistungen anzubieten, um eine vollkommene freie handele. Eine ›Falle‹ ist diese Dichotomie, da demnach der geringste Zweifel daran, dass Entscheidungen *für* Sexarbeit selbstbestimmt getroffen werden können, nur die Deutung der Prostitution als Zwangsmechanismus übriglässt – gemäß der ›Logik‹, dass Entscheidungen, die nicht vollkommen autonom getroffen werden, eben automatisch erzwungen sind. Der Antagonismus zwischen vollkommenem Zwang und vollkommener Freiheit, der sich in der impliziten oder expliziten Vorstellung aufdrängt, dass letztlich jegliche Form der Prostitution ›Zwangsprostitution‹ sei (oder, auf der anderen Seite, die Erfüllung eines subjektiven Berufswunsches), blendet Zwischenformen und Graubereiche praktisch vollkommen aus und lässt damit das außen vor, was soziologisch interessant ist. Realistischer ist es, Personen, die in der Sexarbeit tätig sind, in ähnlicher Weise wie Personen, für die dies nicht zutrifft, prinzipiell als aktive und handlungsfähige Subjekte zu begreifen, die unter wie immer ungünstigen, durch mannigfache Restriktionen, gesellschaftliche Umstände, ökonomische Logiken usw. gekennzeichneten Bedingungen handeln und entscheiden, um sich auf der einen oder anderen Weise durchzuschlagen bzw. das besten aus ihren Möglichkeiten zu machen (vgl. zuletzt Probst 2020). Die Motivlagen, die hinter einer Tätigkeit im weiten Feld des *sex work* stehen, sind vielschichtig und keineswegs monokausal (Abbott 2000). Sexarbeit lässt sich – wie jede andere Form der Erwerbsarbeit auch – nicht von der ›strukturellen Gewalt‹ zur Teilhabe insbesondere an wirtschaftlichen Prozessen trennen; sie kann aber auch nicht ohne Berücksichtigung der Handlungsfähigkeit der Akteure gedacht werden.

So falsch es ist, lebensweltliche Restriktionen und die Mechanismen zu deren Überbrückung auszublenden, so falsch ist es also zugleich, *agency* zu ignorieren. Wenn die soziale und psychologische Wirklichkeit der realexistierenden Sexarbeit und ihrer Bedingungen holzschnittartig verzerrt wird, entsteht eine Basis für Moralisierungen und Politisierungen der Sexarbeit, mit dem entscheidenden Nachteil jedoch, dass die Kritiker*innen des Be-

rufsstandes mehr Sichtbarkeit für sich reklamieren können, weil ihr von verschiedenen Interessengruppen, Verbänden, Partien usw. mitgetragener ›humanitarian crusade‹ (Gusfield 1963) sich besser positionieren lässt als die notwendig disparaten, weitgehend unverbundenen, weil unorganisierten Sichtweisen der Prostituierten selbst. Zudem lässt sich mit komplexitätsreduzierten Einstellungen bekanntlich leichter in den Kampf ziehen.[3] In der Folge spielen die Perspektiven derer, die mit prohibitiven Maßnahmen wider Willen beschützt werden sollen, kaum eine Rolle: Wer aus abstrakter Anschauung ohnehin besser weiß, wie das Praxisfeld beschaffen ist, braucht sich mit empirischen Tatsachen ebenso wenig herumzuschlagen, wie mit den Realitäten fremder Lebenswelten.

Ein weiteres aktuelles Beispiel stellen Ereignisse rund um die Pornoplattform *Pornhub* dar. Ein Bericht der liberalen *New York Times* (Kristof 2020), der Vorwürfe erhob, dass sich auf *Pornhub* Videos befänden, die Sex mit Minderjährigen oder Vergewaltigungs- bzw. ›Rachepornographie‹

3 Ähnliches lässt sich über den Bereich der professionalisierten Pornographie sagen, dem seriöse Lobbyarbeit ebenfalls fehlt, der aber (gegenwärtig?) weniger unter dem Problem der Dämonisierung leidet als die seit Jahrzehnten angeprangerte Prostitution (vgl. Schwarzer 2013). Mutmaßlich hat dies mit der anders gearteten Rezeptionsstruktur zu tun: Pornographisches Handeln ist weniger offensichtlich von der Asymmetrie der Interessenlage der Beteiligten geprägt als prostitutive Akte, außerdem ist der Konsum pornographischer Produkte medial vermittelt und damit räumlich und zeitlich von den faktischen (bezahlten) sexuellen Geschehen losgelöst. Ferner hat die Digitalisierung einen Boom für die gesellschaftliche Akzeptanz der Pornographie ausgelöst, der vorher (man denke an die ›Por-No‹-Kampagne der 1980er Jahre) kaum vorstellbar war: Mit dem vereinfachten und vollkommen privatisierten Zugang stieg die Anerkennung für Pornographie massiv an, und dies übrigens geschlechterübergreifend. Nicht zuletzt enthält die Konzentration auf den Kampf gegen die Prostitution bessere Bündnisoptionen, weil damit das relativ ›schwächste Glied‹ in der Kette der Sexarbeitskontexte attackiert wird. Diese und weitere Faktoren dürften dafür sorgen, dass Prostitutionskritik nicht mit Pornographiekritik zusammenfällt, oder anders: dass das Tauschgeschäft Sex gegen Geld nach relativ beliebigen Kriterien unterschiedlich gewichtet wird. Ganz scheint der Kampf gegen Pornographie freilich noch nicht aufgegeben zu sein, wie aktuell der Fall *Pornhub* zeigt.

usw. zeigten (dazu auch Hall/Hearn 2018), bot Anknüpfungspunkte nicht nur für traditionelle Kämpfe gegen Pornographie.

Zwar scheiterte der Versuch, *Pornhub* und ähnliche Plattformen in diesem Zuge zu verbieten. Der öffentliche Druck, der nicht nur auf den Seitenbetreibern selbst, sondern auch auf große Kreditkartenunternehmen wie Mastercard und Visa ausgeübt wurde, brachte letztere indes dazu, ihre Geschäftsbeziehung mit *Pornhub* zumindest temporär einzustellen, sodass vorerst auf diesen Wegen keine Transaktionen mehr abgewickelt werden können. *Pornhub* seinerseits reagierte auf den Bericht der *New York Times* und die Entscheidungen von Mastercard/Visa mit der Ankündigung, die eigenen Richtlinien zu überarbeiten und den Fundus der auf der Plattform hochgeladenen Videos zu überprüfen. Zudem sperrte *Pornhub* – gleichsam in vorauseilendem Gehorsam – die Funktion des Downloads für alle, also sowohl kostenlose wie kostenpflichtige Clips und löschte darüber hinaus *sämtliche* Videos, die von nicht-verifizierten Accounts hochgeladen wurden. Dieser Löschaktion fielen auch unzählige Beiträge von Amateurpornographen bzw. von Privatpersonen, die sich freiwillig beim Sex gefilmt und ihre Videos hochgeladen hatten, zum Opfer.[4] Die Blockierung *aller* Downloadfunktion schnitt zahllose – selbst verifizierte – Amateure, die ihre Videos über *Pornhub* verkauften, von ihren Verdienstmöglichkeiten ab.

Am Skandal um *Pornhub* zeichnet sich recht deutlich ab, wie ein ›kalter Krieg‹ gegen bestimmte Formen des Sexuellen bzw. der sexuellen Selbstinszenierungen geführt wird, der unterhalb rechtlicher Regulierungen ansetzt, aber in umso wirkungsvollerer Weise versucht, die Verbreitung von Pornographie über die Zerstörung ihrer ökonomischen Basis einzuschränken. Denn die Argumentation, dass in den Archiven dieser und damit implizit auch nahezu aller weiteren Pornographieportale problematisches Material angeboten wird, entspricht im Hinblick auf die wesentlich größere Menge der konsensuellen Darstellungen nicht den drastischen Maßnahmen, die gleichwohl im Sinne einer ›moralischen Läuterung‹ symbolpolitisch von *Pornhub*, partiell aber auch von Konkurrenzanbietern wie *xhamster* durchexerziert wurden.

Mit einer solchen Vorgehensweise wird die beschwerliche Suche nach politischen Mehrheiten, mit denen mühevoll auf stärkere Regulierungen

4 Offensichtlich wurden die Inhaber*innen dieser privaten Accounts von *Pornhub* über die Löschungen und ihre Hintergründe nicht informiert.

hingewirkt werden, vermieden bzw. umgangen. Stattdessen wird Druck auf intermediäre Akteure, in diesem Fall Kreditkartenunternehmen, ausgeübt, wozu kein demokratischer Konsens, sondern lediglich hinreichende Mobilisierung und öffentliche Skandalisierung erforderlich sind. Bemerkenswert ist schließlich, dass über das ursprüngliche Ziel, die Verbreitung von Kinder- und Gewaltpornographie zu verhindern, von beiden Seiten hinausgeschossen wird und – wie von manchen sicherlich intendiert – allgemein die Verbreitung von professioneller Pornographie wie auch von privaten Sex-Videos wenn nicht unterbunden, so doch behindert wird. In der Folge haftet der frei zugänglichen Internetpornographie durch solche Kampagnen zunehmend der Ruf an, zwar legal, aber eben doch irgendwie verdächtig und undurchsichtig zu agieren – weil eben Sex gegen Geld kein ›sauberes‹ Geschäft sein kann.

Die beschriebenen Prozesse und die semantische Verschiebung des mit Sexualität verknüpften diskursiven Feldes von Lust und Befreiung hin zu Gefahr und Bedrohung ist freilich kein gänzlich neues Phänomen, sondern flackerte im 20. Jahrhundert immer wieder auf, insbesondere infolge der Umwälzungen, die das historische Datum 1968 für das sexuelle Selbstverständnis der Bevölkerung (vielmehr: von Teilen der Bevölkerung) mit sich brachte. Ein weiteres sichtbares Signal für die Bedeutungsaufladung des Themas stellten die ›Sex-Kriege‹ der 1980er dar (Rubin 1993). Gegenwärtig scheint sich jedoch nicht nur eine erneute Dramatisierung und Dynamisierung abzuzeichnen, die in der Kontinuität früherer Auseinandersetzungen steht, diese teilweise reproduziert und teilweise versucht, alte Schlachten neu zu schlagen. Vielmehr hat sich der Kampfplatz, auf dem die Auseinandersetzungen über Sexualität aktuell stattfinden, grundlegend verändert.

Sicherlich mag es in mancher Hinsicht, ähnlich wie in den 1980er Jahren, um einen Rollback gehen. Während damals – der ›geistig-moralischen Wende‹ entsprechend, die in Deutschland und anderswo zu einem politischen Neustart unter neoliberal-konservativer Vorherrschhaft führen sollte – noch der Wille entscheidend war, die sexuellen Liberalisierungen der 1960er und 1970er Jahren wieder ›eingefangen‹, ist heute die Annahme naheliegend, dass nun ähnliches mit der »neosexuellen Revolution« (Sigusch 1998) der 1990er und 2000er Jahre versucht wird. Indes: Die Bedingungen haben sich grundlegend geändert. Nicht nur sind soziale wie sexuelle Ausdifferenzierungsprozesse (Lewandowski 2004, 2010) unübersehbar (und

vermutlich unumkehrbar); auch auf dem Gebiet des Sexuellen hat sich eine Konsens- bzw. Verhandlungsmoral (Giddens 1993; Schmidt 1998, 2005), die als zentraler ethischer Imperativ sexueller Verhältnisse gilt, weitgehend durchgesetzt. Zumindest sprechen die Befunde, die diesbezüglich von der Soziologie der Sexualität ermittelt worden sind, für diese These.

Die Konsens- und Verhandlungsmoral sieht im Gegensatz zu einer Sexualmoral »der Akte«[5] alle sexuellen Handlungen, Interaktionen und Praktiken als legitim an, denen alle an ihnen Beteiligten zustimmen – vorausgesetzt, dass sie kognitiv zustimmungsfähig sind und das Alter der juristisch relevanten sexuellen Konsensfähigkeit erreicht haben. Die weitgehende Durchsetzung und Akzeptanz dieses Prinzips, die auf der Vorstellung der sexuellen Selbstbestimmung beruht, welche selbst zu einem unhinterfragbaren Superwert geworden ist, ist freilich insofern ein zweischneidiges Schwert bzw. als ambivalent zu beurteilen, als sie nicht nur mit ungeahnten (sexuellen) Freiheitsgewinnen einhergeht, sondern – wie sich unschwer beobachten lässt – unter ihrer Ägide eine teils erhebliche Verschärfung der Problematisierung und Verfolgung von ihr abweichender sexueller Praktiken, ja selbst mit ihr inkompatibler Formen des Begehrens, stattfindet. Sexuelle Freiheitsgewinne für viele, ja die meisten, gehen mit einer zunehmenden Intoleranz gegenüber dem (vermeintlich) Abweichenden einher, ja hängen mit dieser Intoleranz ursächlich zusammen. Diesbezüglich ließe sich ein weiter thematischer Horizont aufspannen, der von der moralischen Abwertung des ›Fremdgehens‹ über die Kritik allzu offensiv ›zur Schau gestellter‹ Homo-Sexualität bis hin zum Lästern über offene Partnerschaftsmodelle, polyamouröse Zirkel usw. reicht. Alltagsfluchten in Swinger Clubs, hedonistische Promiskuität im Urlaub, das eigene Schlafzimmer als Produktionsstätte von Amateurpornographie, das durch Escort-Dienste finanzierte Studium und vieles mehr werden dabei auf ihren sexuellen Kern

5 »Die alte Sexualmoral war essentialistisch oder fundamentalistisch und qualifizierte bestimmte sexuelle Handlungen […] als *prinzipiell* böse, weitgehend unabhängig von ihrem Kontext. Sie war eine Moral der Akte. Zentrale Kategorie der Verhandlungsmoral dagegen ist die Forderung nach vereinbartem, ratifiziertem Sexualverhalten, der verbale Konsens – man hat sie deshalb auch Konsensmoral genannt. Da sie nicht sexuelle Handlungen und Praktiken bewertet, sondern die Art und Weise ihres *Zustandekommens*, also Interaktionen, hat die Verhandlungsmoral durchaus liberale Züge.« (Schmidt 1998: 11, Herv. im Original)

reduziert, von der lebensweltlichen Einrahmung des je konkreten Handelns abgetrennt und damit vor allem als deviantes Körpergeschehen interpretierbar gemacht. In diesem Spannungsfeld gedeiht ein tendenziell expansiver Verdacht gegenüber dem Sexuellen per se, der sich auch austobt, wo es nicht um strafbewehrte Handlungen geht, der aber den Boden für die Ausweitung von deren Anzahl und Umfang ebenso bereitet wie für die Ausweitung der Ausmaße der Strafen, mit denen sie gesühnt werden sollen.

Der Verdacht gegenüber dem Sexuellen manifestiert sich jedoch nicht nur in einer Verschärfung strafrechtlicher Regulierungen und wird nicht nur, wie Daniela Klimke und Rüdiger Lautmann (2006) vermuten, wesentlich durch die Straflust der unteren Mittelschichten getragen. Nicht zuletzt in den Übertreibungen des #metoo-Diskurses zeigt sich, dass die Skepsis gegenüber dem Sexuellen auch und gerade zu einem Phänomen der akademisch geprägten (oberen) Mittelschichten geworden ist. In diesem Sinne hat Slavoj Žižek seine umfassende Kritik an der *political correctness* in letzter Zeit um sexuelle Kampfzonen erweitert (Žižek 2019; siehe auch Žižek 2020). #metoo kranke, so Žižek, unter anderem an der Fokussierung auf den Aggressor, der dadurch in seinem sexuell konnotierten Ermächtigungsakt wenigstens partiell bestätigt wird (Wolter/Barrena 2019). Hinzu kommt, dass die #metoo-Debatte im Zuge der damit einhergehenden Sensibilisierung die Gefahr birgt, dass Haltungen zu sexuellen Erlebnissen nachträglich verändert werden können, weil die spätere Einstellung mittlerweile die eigentlich definierende des Geschehens zu sein scheint (Milner 2019).

Wie sehr selbst in akademischen Kreisen inzwischen Sexualität als Bedrohung wahrgenommen wird, zeigt ein Blick auf die Campus nicht nur, aber vor allem amerikanischer Universitäten, die wiederum als Vorbilder, Blaupausen und/oder Anregungen europäischer Nachahmungsmodelle fungieren könnten. Als ›safe spaces‹ werden hier nicht zuletzt bzw. gerade sexualitätsfreie Räume verstanden, während zugleich in Kauf genommen wird, dass erwachsene Menschen wie unmündige Kinder behandelt werden, um sie vor der (vermeintlichen) Bedrohung durch Sexuelles auch dann zu schützen, wenn dieses konsensuell unter Erwachsenen geschieht (Kipnis 2017). Man mag dies als amerikanische Exzesse betrachten und darauf zurückführen, dass sich in der US-amerikanischen Gesellschaft letztlich kein affirmativer Diskurs über Sexualität durchsetzen konnte (so Herzog 2007: 315). Das Phänomen und besagter Wandel sind jedoch, wie oben erwähnt und wie ebenfalls #metoo zeigt, nicht auf die USA beschränkt. Dort wird

inmitten disruptiver Spannungen auf der gesellschaftspolitischen Ebene die Polarisierung nur besonders deutlich, die sich anderswo subtiler abspielt.

Die westeuropäische Situation ist freilich insofern eine andere, als in der europäischen Sexualkultur offensiver und vorbehaltloser an sexualitätsaffirmierende Diskurse angeschlossen wird, bzw. angeschlossen werden kann, sodass der westeuropäisch geprägte sexuelle Kampfplatz grundlegend anders strukturiert ist. Ob diese Verwurzelung, die gleichwohl nur bestimmte Bereiche der Gesellschaft an liberale Sexualitätsvorstellungen knüpft, belastbar genug ist, um konzertierte Anstrengungen konservativ-bewahrpädagogischer, rückwärtsgewandt-feministischer oder gar nationalistisch-menschenfeindlicher Kräfte abzuwehren, wird sich zeigen müssen. Für die empirisch arbeitende Sexualsoziologie zeichnen sich hier jedenfalls spannende Forschungsfelder ab.

Die westeuropäische und insbesondere die deutsche Situation unterscheiden sich von der US-amerikanischen indes mindestens durch zwei Faktoren: Zum einen haben sich (zumindest in Deutschland) weder das konservative Milieu noch die konservativen Eliten mit den rechtspopulistischen Bewegungen gegen institutionelle Ordnungen, politische Andersdenkende, Minderheiten und alternative Lebensformen verschworen. Zum anderen spielt – im scharfen Gegensatz zu den USA – politisierter bzw. politisierbarer religiöser Fanatismus in Westeuropa so gut wie keine Rolle. Diese Faktoren ziehen der Möglichkeit des Imports US-amerikanischer Konfliktlinien Grenzen.[6] Entscheidend ist aber ohnehin nicht, was hier bzw. dort an

6 Einer dieser ›limitierten Importe‹ betrifft die Frage, ob Pornographie als freie Meinungsäußerung gelten kann. Im US-amerikanischen Rechtssystem, das gemäß der herrschenden Meinung bzgl. des ersten Verfassungszusatzes von einem sehr weiten Begriff von ›freedom of speech‹ ausgeht, ist diese Frage entscheidend für den Legalitätsstatus der Präsentation und Rezeption von Pornographie (bei der Produktion verhält es sich schon wieder ein wenig anders, da diese in manchen US-Bundesstaaten mit – verbotener – Prostitution gleichgesetzt wird). Im deutschen Kontext ist die Debatte hingegen müßig, da sie an der hiesigen Rechtslogik vorbeigreift: Weil das Recht auf freie Meinungsäußerung hierzulande nicht entsprechend weit ausgelegt wird, kann darin folglich nicht der Schlüssel für den juristischen Status der Pornographie gefunden werden. Das Problem betrifft nicht nur sexuelle, sondern sämtliche Inhalte, die als ›jugendgefährdend‹ angeprangert werden.

Kampfplätzen entsteht und worin sie sich unterscheiden oder ähneln, sondern dass transatlantische Verbindungen, wie sie vor Jahrzehnten zwischen Frankfurt und New York und zwischen Berkeley und Paris auch ohne direkte Absprache für eine korrespondierende Aufbruchstimmung im Bereich der Sexualität sorgten, mittlerweile derart offensiv und solidarisierend nicht mehr existieren. Verschiedene Lager verfolgen verschiedene Ziele, die sich nicht einmal mehr symbolisch verknüpfen lassen. Womöglich sind Aufbrüche schlichtweg anschlussfähiger als Abbruchinteressen.

Unter den Kämpfen um Normalisierung, Widerstand und Anerkennung auf dem Feld des Sexuellen stechen heutzutage zweifelsohne jene hervor, die entweder ›traditionelle‹ Kampfplätze sind, auf denen also schon lange Zeit immer wieder, bald öffentlichkeitswirksam und bald in abgeschlossenen Expertenrunden, gerungen wird. Daneben stehen Diskurse, die an den Rändern des sexuell Akzeptablen oder des als sexuell akzeptabel *Interpertierten* lokalisiert sind. Zugleich finden sich aber auch einige weniger offensichtliche Kampfplätze, die eher in der Mitte oder der ›neuen‹ Mitte der unverdächtig erscheinenden Alltagssexualität angesiedelt sind. Im vorliegenden Band werden sowohl traditionellere wie neuere, naheliegende wie weniger offensichtliche sexuelle Kampfplätze aufgesucht und thematisiert. *Aufgesucht* und *thematisiert* ist dabei insofern wörtlich zu nehmen, als sowohl empirische als auch theoretische Beiträge präsentiert werden.

Den Band leiten zwei theoretische Beiträge ein, die gewissermaßen das Themenfeld umreißen. *Rüdiger Lautmann* analysiert die *Schließung und Öffnung der Sexualkultur am Beispiel der Heteronormativität*. Max Webers Konzept der sozialen Schließung erlaube es nicht nur, Exklusion als Ergebnis strategischen Handelns zu verstehen; es rückt zugleich die exkludierende Mehrheit in den Fokus. Die Sexualordnung sei im Lichte einer an Weber angelehnten Deutung als ein Markt zu analysieren, auf dem »symbolische Güter«, konkret: Diskurse um Gender und Sexualität, gehandelt und von dem manche Personen(gruppen) (zum Teil nur zeitweise) ausgeschlossen werden. Da »moralische Vortrefflichkeit« jedoch kein knappes Gut ist, greife eine Analyse der Sexualität mittels polit-ökonomischer Konzepte zu kurz. Die Logik des zunehmend freien Marktes der Sexualität lässt es indes aber zu, Phänomene wie die allmähliche Aufweichung des Diktats der Heteronormativität zu identifizieren, welche den Umschwung von der Schließung zur Öffnung anzeigt.

In *Modelle sexueller Arbeitsteilung* beschäftigt sich *Thorsten Benkel* mit drei Zugängen zu Kontroversen um Sexualität: Zum einen wird die Herausforderung aufgegriffen, die das Untersuchungsgebiet für die Soziologie grundsätzlich darstellt. Zum anderen wird am Beispiel zweier empirischer Kontexte das Konfliktpotenzial von offenen bzw. eher verdeckten Kommunikationen sexueller oder sexuell konnotierter Sachverhalte aufgezeigt: Das eine Beispiel betrifft vermeintliche Verschlingungen von Sex und Macht im akademischen Feld, das andere die wenig thematisierte Differenzierung zwischen äußerlicher Attraktivität und Hässlichkeit.

Dem theoretischen Auftakt folgen zwei Beiträge, die sich mit audiovisuellen Darstellungen des Sexuellen befassen. In ihrem Beitrag *Amateurpornographische Praktiken* stellen *Sven Lewandowski* und *Tara Elena Siemer* erste Ergebnisse eines Forschungsprojekts vor, das sexuelle Interaktionen mittels der Triangulierung eines videoanalytischen Zugriffs auf privates amateurpornographisches Material einerseits und qualitativer Interviews andererseits untersucht. Neben den Motiven der Personen, die sich beim Sex filmen, rückt der Beitrag ihre körperlichen *Praxen* in den Fokus, also die Frage, *wie* sexuelle Interaktion funktioniert und *wie* private Amateurpornographie entsteht. Besonders anhand der Analyse von ›Pannen‹ wird gezeigt, dass sich sexuelle Interaktion nur als körperlich/leibliche Praxis adäquat analysieren lässt, während primär kognitiv verfasste Theorien sexueller Skripte unzulänglich sind.

Auch *Sven Lewandowskis* Beitrag *»Roboter mit Senf«* befasst sich mit Pornographie, freilich aus einem anderen Blickwinkel. In seiner Analyse eines (semi-)amateurpornographischen bzw. semiprofessionellen Videoclips spürt er Ironie, Irritationen, Authentifizierungsstrategien und subversiven Aspekten in einem Genre nach, in dem man gemeinhin kaum Plätze vermuten würde, auf denen um Anerkennung gekämpft wird. Die Texte von *Lewandowski* und *Lewandowski/Siemer* führen zugleich vor, wie sich videoanalytische Verfahren für die empirische Sexualforschung fruchtbar machen lassen.

Darauf folgen zwei Beiträge, die Sexualität an entgegengesetzten Lebensabschnitten thematisieren, an/in denen Sexuelles umstritten, illegitim und/oder ungern thematisiert wird. *Volkmar Sigusch* thematisiert zunächst aus sexualwissenschaftlicher Sicht die *Erotik des Kindes, sexuelle Übergriffe und Pädosexualität*. Das vorherrschende Bild des von der Übergriffsgefahr allenthalben an Leib und Leben bedrohten Kindes beruhe, so Sigu-

sch, auf der Etablierung spezifischer Bedrohungs- und Schutz(zwangs)-mechanismen. Ihre Konsequenzen sind übermäßige Sorge und übermäßige Pathologisierung, derweil die Realität der Pädosexualität diesen Übertreibungen häufig nicht entspricht; auch deshalb nicht, weil Missbrauch und Erniedrigung von Kindern oft anders und wesentlich vielschichtiger ausgeprägt sind, als in diesen Diskursen zugestanden wird.

Der entgegengesetzten Lebensphase widmet sich *Miranda Leontowitsch* und stellt in ihrem Beitrag *Sexualität und Körperlichkeit im Alter* einige *Überlegungen zur Handlungsmacht* an. Entgegen weit verbreiteter Vorstellungen ist das hohe Alter keine asketische Lebensphase. Differenzierte Forschungen zeigen zunehmend auf, dass im Alter das Erlebnisspektrum des Sexuellen breiter gefasst wird, was von Akteuren als Chance zur Erweiterung ihres erotischen Horizonts verstanden wird. Zugleich zeigen Diskurse wie die ›Medikalisierung‹ der Lust an, dass normative Leitbilder weiterhin stark ausgeprägt sind, die von den Betroffenen jedoch im Zuge von Aneignungsstrategien konterkariert werden können.

Randbereiche des Sexuellen suchen die Beiträge von *Elisabeth Wagner* und *Matthias Meitzler* auf, die sich beide – wenngleich aus unterschiedlichen Perspektiven – mit BDSM bzw. SM befassen. Während bei *Wagner* das Coming Out bzw. Going-public im Mittelpunkt steht, thematisiert *Meitzler* mit der SM-Prostitution einerseits eine Schnittfläche von zwei ›verworfenen‹ bzw. mehr oder minder randständigen sexuellen Feldern. Andererseits dringt *Meitzler* in einem zweiten Sinne in die Randbereiche des Sexuellen vor, indem er nicht (nur) nach den Grenzen des sexuell Akzeptablen, sondern vielmehr nach den Grenzen bzw. Grenzbereichen des Sexuellen selbst fragt. *Meitzlers* Frage *Ist das Sex?* richtet sich auf Phänomene, die von den Beteiligten als erregend erlebt werden, die aber zugleich außerhalb des Bereichs dessen fallen, was gemeinhin dem Feld des Sexuellen zugerechnet wird. Es geht m.a.W. nicht um Grenzüberschreitungen *innerhalb* des Feldes des Sexuellen, sondern um Überschreitungen der Grenzen *des* Sexuellen. Anhand solcher Phänomene und mittels der Frage *Ist das Sex?* lässt sich einerseits ausloten, was das Sexuelle ausmacht, und andererseits die Unsicherheit erfahren, die sich einstellt, wenn man das Sexuelle präziser zu fassen sucht.

In ihrem Beitrag *Nicht zeigen und nicht verstecken* macht *Elisabeth Wagner* die kognitive Metaphernanalyse für die Untersuchung von Sichtbarkeits-/Unsichtbarkeitsstrategien BDSM-Praktizierender fruchtbar. *Wag-*

ner zeigt, dass sich diese dabei einerseits auf Coming-out-Diskurse beziehen, andererseits aber die Thematisierung von BDSM auf das engere soziale Umfeld begrenzt wird, was auf die titelgebende Paradoxie des Nicht-Zeigens, aber auch Nicht-Versteckens hinausläuft.

Während (BD)SM ein Feld ist, das zwar (noch immer) als verrucht oder gar deviant gelten mag – Etiketten, die Akteure dieses Feldes zweifellos auch absichtsvoll pflegen und forcieren –, so lässt sich kaum behaupten, dass es im öffentlichen Diskurs nicht vorkommt. Anders verhält es sich, wie abschließend *Teresa Geisler* aus diskursanalytischer Sicht zeigt, hingegen mit *Chemsex*. Der Konsum von Drogen bei homoerotischen Begegnungen, die oft unter Fremden und unter klandestinen Bedingungen in privaten Räumen stattfinden, ist kein Massenphänomen, sondern ein vermeintliches Nischenthema, das in der Öffentlichkeit wenig diskutiert wird. Tatsächlich jedoch vermischen sich hier Gesundheitsdiskurse, schwule Männlichkeitskonzepte und Zuschreibungen abweichenden Verhaltens auf eine Weise, die das Dilemma einer freiheitsorientierten, aber zugleich sporadisch exzessiven Sexualität deutlich macht: Man(n) kann durch chemische Drogen in vielfacher Hinsicht einen Mehrwert erzielen, das Diskursnetz umschließt jedoch auch die Kehrseiten dieser Erfahrungen.

Das vorgelegte Spektrum an Themen umfasst selbstverständlich nicht sämtliche ›Baustellen‹, die es im Hinblick auf kontroverse Phänomene und kontroverse Debatten im Bereich der Sexualsoziologie und in verwandten Wissenschaftsgebieten zu beobachten und zu bearbeiten gilt. Und fraglos ließe sich diskutieren, inwiefern ein Thema bzw. Untersuchungsgegenstand nun tatsächlich auf einem Kampfplatzareal positioniert ist: Ist es nicht eine Sache der persönlichen Haltung, die darüber entscheidet, ob jemand (wer überhaupt?) mit Aufregung, Neugier oder Schulterzucken usw. auf sexuelle Tatbestände reagiert? Argumente dieser Art sind im journalistischen Sexualitätsdiskurs keine Seltenheit. Übersehen wird dabei jedoch, dass die Spaltung zwischen legitimen und umstrittenen, zwischen ausdrücklich anschlussfähigen und eher aushandlungsbedürftigen Praxen im Bereich der Sexualität nicht vollindividualisiert verläuft, sondern entlang rekonstruierbarer, gesellschaftlich kursierender Überzeugungs- und Gegenüberzeugungseinstellungen, die mit bestimmten rhetorischen Mitteln, mit je eigenen Funktionären und auf speziellen Plattformen Differenzierungen zwischen dem Akzeptierten und dem Inakzeptablen treffen. Dies, die Lust an

der Unterscheidung, die mit Werthaltungen und sukzessive mit quasi-didaktischen Empfehlungen einhergeht, verbindet die konservativen Sexualkommentatoren mit ihren liberalen Opponenten.[7] Es bedarf daher der wissenschaftlichen Expertise, um Werturteile von ihrer sozialen Bedingtheit gelöst zu denken. Gerade angesichts des Diskursfeldes Sexualität sind Versachlichungen dringend notwendig, denn hier hat der »gesellschaftliche Jedermann« (Berger/Luckmann 1992: 16) zu nahezu allem eine klare Meinung, die oft genug schlichtweg jene Normalitätsvorstellung spiegelt, die der *eigenen* Sexualität unreflektiert (man könnte auch sagen: autosolidarisch) zugesprochen wird. Die Kunst, das Sexuelle und seine vielschichtigen Ausprägungen abstrakt zu fassen, lässt sich nicht leicht erlernen und erst recht nicht leicht in die ›Praxis der Theorie‹ ummünzen. Die Alternative wäre, Sex alleine im Lichte ideologischer Standpunkte zu verhandeln. Das wäre eine Art ›Privatisierung‹, die dem Selbstverständnis der Soziologie als Fach zuwiderliefe. Die Legitimierung ihrer Forschungsgegenstände

7 Das sexuelle Feld zeichnet sich dadurch aus, dass Konfliktlinien quer zu traditionellen politischen Differenzlinien laufen, sodass eine zu schematische Gegenüberstellung konservativer und liberaler Positionen den Kampf um Sexualität nicht adäquat zu fassen vermag. Beispielweise finden sich queerfeministische wie konservative Personengruppen, die energisch gegen Pornographie kämpfen, Feministinnen, die Pornos verteidigen, katholische Initiativen, die Prostituierte unterstützen und gegen verbotsorientierte Sozialdemokratinnen verteidigen, Konservative, die in einem offen homosexuellen Gesundheitsminister die Hoffnung für die Zukunft ihrer Partei sehen, sowie amerikanische Ex-Präsidenten, die eigentlich sexuell liberal sind, aber extreme Abtreibungsgegner umarmen. Die Positionen der ›Kämpfenden‹ in *sexual fields* (Green 2014) sind mithin widersprüchlich und ihre Bündnisse oftmals bunt und quer zu den politischen Lagern. Quer zu all dem liegt schließlich oftmals die Unterscheidung von Wertrationalität und Zweckrationalität: Selbst Akteurinnen und Akteure, die das gleiche Ziel – etwa die Abschaffung von Prostitution – verfolgen, können sich oftmals leichter mit anderen, die andere Ziele verfolgen, verständigen als untereinander einigen. Hinzu kommen noch rein strategisch handelnde Akteure, etwa politische Unternehmer, die gegenüber dem Thema Sexualität indifferent sind, aber das Feld ›bespielen‹, weil sie politische Machtchancen, politische Märkte, Profilierungs- oder Beschäftigungsgelegenheiten wittern und folglich Auseinandersetzungen um Sexualität für eigene Zwecke instrumentalisieren.

ist nicht Teil dieses Selbstverständnisses, und umso mehr gilt dies für die Soziologie der Sexualität: Sie beleuchtet umkämpfte Problemstellungen im Hinblick auf deren Ursprünge, Durchführungsweisen und mögliche Konsequenzen, und sie tut dies – wie unser Sammelband zu zeigen versucht – zwar auf sachliche Distanz, aber nicht ohne den kritischen Blick auf die grundsätzliche Problematik umkämpfter sexueller Haltungen. In der Sexualität nämlich treten Freiheiten, Befugnisse, Einschränkungen, Steuerungsanliegen und Konfliktlagen, die prima facie außersexueller Natur sind, in transformierter Form gebündelt in Erscheinung. Die Kämpfe um die Sexualität sind die Kämpfe der Gesellschaft sowohl mit der Sexualität, wie mit sich selbst.

LITERATUR

Abbott, Sharon A. (2000): »Motivations for Pursuing an Acting Career in Pornography«, in: Weitzer, Ronald (Hg.): *Sex for Sale. Prostitution, Pornography, and the Sex Industry*, New York/London, S. 17-34.

Benkel, Thorsten (2018): »Die Agenten der Moral schlagen zurück. Zur Kritik des Prostituiertenschutzgesetzes«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 31, Heft 1, S. 68-76.

Giddens, Anthony (1993): *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, Frankfurt am Main.

Green, Adam I. (2014): *Sexual Fields. Toward a Sociology of Collective Sexual Life*, Chicago/London.

Gusfield, Joseph R. (1963): *Symbolic Crusade. Status Politics and the American Temperance Movement*, Urbana.

Hall, Matthews/Hearn, Jeff (2018): *Revenge Pornography. Gender, Sexualities and Motivations*, London/New York.

Halperin, David M./Hoppe, Trevor (Hg.) (2017): *The War on Sex*, Durham.

Herzog, Dagmar (2007): »Selbstwertgefühl, Psychohygiene und sexualisierte Repressionsmoral. Die USA an der Jahrtausendwende«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 20, Heft 4, S. 300-315.

Kaufmann, Jean-Claude (2006): *Frauenkörper – Männerblicke. Soziologie des Oben-ohne*, 2. Aufl., Konstanz.

Klimke, Daniela/Lautmann, Rüdiger (2006): »Die neoliberale Ethik und der Geist des Sexualstrafrechts«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 19, Heft 2, S. 97-117.

Kipnis, Laura (2017): *Unwanted Advances. Sexual Paranoia Comes to Campus*, New York.

Kristof, Nicolas (2020): »The Children of Pornhub. Why does Canada Allow its Company to Profit Off Videos of Exploitation and Assault?«, in: *New York Times*, 4. Dezember 2020, www.nytimes.com/2020/12/04/opinion/sunday/pornhub-rape-trafficking.html (25. April 2021).

Lewandowski, Sven (2004): *Sexualität in den Zeiten funktionaler Differenzierung. Eine systemtheoretische Analyse*, Bielefeld.

Lewandowski, Sven (2010): »Sex does (not) matter. Von der sozialstrukturellen Irrelevanz des Sexuellen und der Ausdifferenzierung autonomer Sexualitäten«, in: Benkel, Thorsten/Akalin, Fehmi (Hg.): *Soziale Dimensionen der Sexualität*, Gießen, S. 71-90.

Milner, Jean-Claude (2019): »Reflections on the Me Too Movement and Its Philosophy«, in: *Problemi International* 3, Heft 3, S. 65-87.

Probst, Ursula (2020): »Vielschichte Lebenswelten, komplexe Vulnerabilitäten. Zur Lebens- und Arbeitssituation der Frauen am Straßenstrich im Berliner Kurfürstenkiez«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung* 33, Heft 4, S. 193-203.

Rubin, Gayle (1993): »Misguided, Dangerous and Wrong. An Analysis of Anti-Pornography Politics«, in: Assiter, Alison/Avedon, Carol (Hg.): *Bad Girls and Dirty Pictures. The Challenge to Reclaim Feminism*, London/Boulder, S. 18-40.

Schmidt, Gunter (1998): *Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral*, Reinbek.

Schmidt, Gunter (2005): *Das neue DER DIE DAS. Über die Modernisierung des Sexuellen*, Gießen.

Schwarzer, Alice (2013): *Prostitution. Ein deutscher Skandal*, Köln.

Sigusch, Volkmar (1998): »Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten«, in: *Psyche* 52, Heft 12, S. 1192-1234.

Thomas, Tanja/Stehling, Miriam (2015): »The Communicative Construction of Femen. Naked Protest in Self-Mediation and German Media Discourse«, in: *Feminist Media Studies* 16, Heft 1, S. 1-15.

Wolter, Christopher William/Barrena, Alicia (2019): »Against the Neoliberal Blackmail«, in: *International Journal of Žižek Studies* 13, Heft 2, S. 1-37.

Žižek, Slavoj (2019): »Soll denn nun auch alles Erotische entzaubert werden? In was für langweiligen Zeiten leben wir eigentlich?«, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 14. März, https://www.nzz.ch/feuilleton/ slavoj-zizek-feministinnen-rauben-dem-weiblichen-koerper-den-reiz-ld.1462142 (25. April 2021).

Žižek, Slavoj (2020): *Sex und das verfehlte Absolute*, Darmstadt.

Schließung und Öffnung in der Sexualkultur am Beispiel der Heteronormativität

Rüdiger Lautmann

Im Bereich von Geschlecht und Sexualität werden als die eindrucksvollsten Entwicklungen die Gleichberechtigung der Frauen und die Emanzipation der Homosexuellen angesehen. Diese Vorgänge sind nur teilweise mit denselben Faktoren und Prozessen erklärbar. So heißt es für den Fall der Homosexualität meist, die Menschenrechte brächten sich zur Geltung. Soziologen sprechen von Modernisierung, Rationalisierung, Enttraditionalisierung, Individualisierung, Differenzierung usw. Aber für eine genauere Erklärung ist es m.E. nicht hinreichend.

Ausgehen müssen wir von einer Historisierung der Sexualformen und der Kontrollregimes, also davon, dass die geschlechtliche Intimität je nach Epoche und Kontext verschieden gedeutet und organisiert wird. Weil Geschichts- und Sozialwissenschaften sich mit diesen Themen erst spät und zurückhaltend befasst haben, ist das nicht allgemein bekannt und erfordert sehr viel ›Nachhilfeunterricht‹, der an dieser Stelle nicht geleistet werden kann. Beispielsweise ist eine spürbare Feindseligkeit gegenüber gleichgeschlechtlichen Handlungen erst seit dem 12./13. Jahrhundert zu verzeichnen, und das auch nur in Europa (so grundlegend der amerikanische Historiker John Boswell 1980). Dass es bereits seit Justinian Strafvorschriften gegeben hatte, bedeutete noch keine Homophobie im heutigen Sinne. Diese ist nach zeitlich-räumlichen Einheiten zu untersuchen.

Als Explanandum bietet sich die Theoriefigur Heteronormativität an, also die zweigeschlechtlich-einsexuelle Lebensweise als Normalform. Darin enthalten sind die Vorstellungen des Binarismus – es gibt zwei und nur

zwei Geschlechter und jeder Mensch gehört zwingend einem davon an – sowie die heterosexuelle Art der geschlechtlichen Paarung. Personen, die nicht in dieses Muster passen, werden zum Ziel negativer Sanktionen, heute Homo-, Bi-, Trans- etc. Phobie genannt. Homosexualität und Homophobie sind aufeinander bezogene und sozial gleichlaufende Phänomene, die im 19. Jahrhundert aufgetaucht sind, interessanterweise zuerst in Mitteleuropa. Um die Vorgänge ›verstehend zu erklären‹ sei hier auf das soziologische Konzept der sozialen Schließung zurückgegriffen.

›SOZIALE SCHLIESSUNG‹ BEI MAX WEBER

Bei Weber besaß die Idee der sozialen Schließung noch einen prominenten Platz; bei der Lektüre der ›Soziologischen Grundbegriffe‹ in § 10 von *Wirtschaft und Gesellschaft* muss sie ins Auge springen. Es heißt oft, Weber habe sie nicht ausgearbeitet; doch leitet ihn die Idee erkennbar an vielen Stellen seines Werks. Seit etwa zwei Jahrzehnten wird das Konzept der sozialen Schließung erneut aufgegriffen.

Bei Weber betrifft Schließung eine soziale Beziehung. Sie ist »nach außen *›offen‹* [, wenn] die Teilnahme an dem an ihrem Sinngehalt orientierten gegenseitigen sozialen Handeln, welches sie konstituiert, nach ihren geltenden Ordnungen niemand verwehrt wird, der dazu tatsächlich in der Lage und geneigt ist. Dagegen nach außen *›geschlossen‹* dann, [wenn] ihr Sinngehalt oder ihre geltenden Ordnungen die Teilnahme ausschließen oder beschränken oder an Bedingungen knüpfen.« (Weber 2013: 198) Eine *rational* bedingte Schließung dreht sich um die Monopolisierung von »Chancen der Befriedigung innerer und äußerer Interessen« (ebd.). Passen diese allgemein-soziologisch gemeinten Vorgaben auf das Sexualreglement, passen sie auf die Phänomene von konform-deviant? Immerhin führt Weber an dieser Stelle die Erotik (bei ihm: Liebe und Ehe) für die Zweierbeziehung an.

Seine Konzeptualisierung der sozialen Ungleichheiten, die im Zusammenhang mit der Schließung von Beziehungen steht, kann ohne weiteres auf die heteronormative Ordnung angewandt werden. Weber diskutiert die Begriffe von Klasse und Stand (heute oft, nach dem Umweg über die angloamerikanische Rezeption: Statusgruppe); sein Ausgangspunkt ist die Art der Lebensführung, die sich primär auch in ethischen Haltungen ausdrückt.

Er sagt, die ständische Ehre werde konventionell, durch Usurpation erzeugt und dann monopolisiert; »der Weg von da zur rechtlichen Privilegierung (positiv und negativ) ist überall leicht gangbar, sobald eine bestimmte Gliederung der sozialen Ordnung faktisch ›eingelebt‹ ist« (Weber 2005: 262).

Der Prozess einer sozialen Schließung, von Weber als »Appropriation« bezeichnet (ebd.: 85), verläuft in mehreren Stadien. Im ersten Schritt werden bestimmte soziale Chancen von der Gemeinschaft »monopolisiert«, d.h. für sich beansprucht. Im nächsten Schritt werden diese Chancen »*innerhalb* des Kreises der monopolistisch Privilegierten« zugeteilt, entweder an alle davon oder nur an einzelne. Unter dem heteronormativen Regime lassen sich all diese Vorgänge beobachten: die Monopolisierung der Heiratschancen, die Legitimität ehelicher Geburten, die Weitergabe von Prestige und Vermögen an nahe Verwandte, die Verachtung gegenüber Geschiedenen, die Pönalisierung sexueller Devianzen.

Zu fragen ist, welche sozialen Beziehungen von wem wie ›geschlossen‹ werden. Webers Konzept entstammt dem Nachdenken über Märkte – in Wirtschaft und Politik – und bezeichnet dann den Zugang als offen oder nicht. Für die Wirtschaftsbeziehungen erläutert Weber, wie die Interessenten eine Gemeinschaft bilden, sich dann »eine Ordnung setzen, [und] fortan zu deren Durchführung, eventuell mit Gewalt, sich bestimmte Personen ein für allemal als ›Organe‹ bereithalten. Dann ist aus der Interessentengemeinschaft eine ›Rechtsgemeinschaft‹ geworden« (Weber 2005: 82). Im Kapitel zu den sexuellen Beziehungen in der Hausgemeinschaft verwendet Weber sein Konzept, um die Entwicklung der Familienformen zu beschreiben; er spricht von »der ›Schließung‹ der Gemeinschaft auch nach innen bei Fortbestand der äußerlichen Einheit des Hauses« (ebd.: 126).

Ein Stand befasst sich jedoch nicht nur damit, Prestige bei sich anzusammeln und zu monopolisieren. Weber zeigt die Stände vielmehr als kämpfende Einheiten, die ihre Mitglieder für wetteifernde Kämpfe aller Art, materielle wie symbolische, mobilisieren.

Augenscheinlich wurde das wieder einmal, als Ende September 2016 zehntausend Leute durch Berlin zogen – sogenannte ›Lebensschützer‹ –, im Protest gegen die Schwangerschaftsunterbrechung. Gerade die moralische (früher auch: religiöse) Fundierung der heteronormativen Ordnung erklärt ihr hohes Maß an Mobilisierungskraft.

WEITERENTWICKLUNGEN DER SCHLIESSUNGSTHEORIE

Die Wiederbelebung hat das Konzept der Schließung geklärt und fortentwickelt. Sie gilt heute als ein allgemeiner Mechanismus, der soziale Ungleichheit erzeugt. Gezeigt wird, dass soziale Schließung bei Weber zwei Bedeutungen besitzt: einmal die Gruppenschließung, zum anderen die Marktschließung (vgl. dazu näher Cardona Jaramillo 2015). Übertragen auf den Fall der Heteronormativität deklarieren Schließungsprozesse also ›die Normalen‹ als eine Gruppierung und ›das Normale‹ als ein den Zugang regulierendes Kriterium. Mehrere Themen werden für die Figur der sozialen Schließung als die eines ›sozialen Mechanismus‹ soziologietheoretisch diskutiert: Ist sie ein kausaler Mechanismus? Gehört Intentionalität dazu? Wie viele Teilprozesse verketten sich zum Gesamtergebnis? Ist es eine robuste und wiederkehrende Konfiguration von Ereignissen? (Vgl. ebd.: 9-63) Unser Fall bereitet hier keinerlei Probleme, es ist kein Grenzfall. Zweifellos rührt die scharfe Reduktion der Lebenschancen für LSBTIs kausal von der moralischen Schließung des Feldes her. Dafür kann ein empirischer Nachweis im Umkehrschluss aus den Entwicklungen entnommen werden, die sich an jeden Schritt einer Liberalisierung, d.h. einer Öffnung, anschlossen. Die vormals Verachteten erhielten Zugang zum Markt der Anständigen und konnten viele der aufwendigen Maskeraden ablegen.

Im Gegensatz zu den heute üblichen, an Michel Foucault angelehnten Überlegungen zur Machtbildung kann die Schließungsperspektive herangezogen werden, um zu erklären, wie Ressourcen und Macht bei einem Gesellschaftsteil monopolisiert werden; die resultierende Exklusion ist das Produkt strategischen Handelns (Mackert 2004: 11). Schon bei Frank Parkin, der am Anfang der Wiederbelebung des Konzepts stand, war Schließung (für ihn: Ausbeutung) eine Frage der Machtverhältnisse. Wer nun nicht angepasst-heteronormativ lebt, wird aber auch dann herabgesetzt, wenn er zu den Herrschaftstragenden gehört.

Schließung verweist auf eine Transformation und verbindet die Ebenen der Interaktion und der Ungleichheit. Dauerhafte Ungleichheiten entstehen aus kategorialen Distinktionen wie schwarz/weiß, männlich/weiblich, staatsangehörig/ausländisch usw., nicht aber aus den individuellen Eigenschaftsunterschieden (so die These von Tilly 1998: 7). Solche ›kategorialen Unterschiede‹ verursachen die Schließung eines Feldes. Charles Tillys viel-

diskutiertes Werk *Durable Inequality* argumentiert, dass kategoriale Grenzziehungen (*boundaries*) jeweils eigene Geschichten haben; Genderdistinktionen z.B. versammeln Verständnisse, Praktiken und Repräsentationen, die sie recht verschieden von den Distinktionen nach Klasse, Rasse und Ethnie operieren lassen. Für Tilly muss keine Intentionalität nachgewiesen werden; Ungleichheit entsteht aus der Notwendigkeit verbundener Netzwerke, organisatorische Probleme zu lösen. In unserem Fall wäre das die Kanalisierung des Begehrens.

SCHLIESSUNG DURCH HETERONORMATIVITÄT

Satirisch zeigte vor einiger Zeit eine Qualitätszeitung die Bilder von Fußballhelden, die einander zärtlich umarmen (SZ-Magazin vom 22. April 2016). Wäre das ›normal‹, dann hätte es keinen Witz. Wir lächeln aber darüber, weil die Bilder (scheinbar) etwas anderes erzählen als die notorische Heteronormativität im Profifußball.

Die Schließung lässt sich in zwei Hinsichten beschreiben: zum einen für die Sexualordnung, zum anderen für die Queer-Menschen. In der einen Hinsicht wird die Sozialstruktur kognitiv-moralisch ausgestaltet, in der anderen wird eine Population umgrenzt und exkludiert. Die Merkmalsbestimmung enthält sowohl die Begründung für die Grenzziehung als auch die Indikation für den Ausschluss der jeweils Betroffenen. Beide Dimensionen hängen zwar zusammen, sind aber getrennt zu analysieren. Es gibt nicht viele Fälle von sozialer Schließung, die sich auf ein so ausgefeiltes Wertungsgebäude stützen können. Die Zugehörigkeit zur Hauptgruppe wird zunächst einmal unterstellt, anders als in den zumeist diskutierten Fällen wirtschaftlicher und politischer Verkapselung. Dort stellt sich Mitgliedschaft durch eine Leistung der Eintretenden her (die Abgabe einer Erklärung, die Teilnahme am Wettbewerb usw.), woran sich meist eine Kooptation anschließt. Die Außenstehenden tun nichts und bleiben schlicht zurück.

Ganz anders bei den Zugehörigen sozialer Randgruppen: Sie tun auch nichts (außer das Falsche), ihnen widerfährt der Ausschluss durch Akte der Etikettierung. Die sexuell Devianten riskierten zwar stets Diskreditierbarkeit (Goffman 1967), wie die Stigma-, Vorurteils-, Kriminal- usw. Soziologie zeigt, es wurde aber nur ein Teil tatsächlich diskreditiert. Neu jedoch ist, dass Webers Konzept der Schließung den Blick auf die jeweilige Majo-

rität richtet: Sie rückt zusammen, lässt die Unpassenden nicht hinein (Schließung nach außen) und bildet Hierarchien untereinander (Schließung nach innen).

Eine Kategorie – hier die Geschlechtsdimension – strukturiert die Interaktionen und die Bildung von Netzwerken. Diese Kategorie besteht aus zwei Elementen: Geschlechtsrichtigkeit (eine kognitive Kategorie) und sexuelle Normalität (eine vorwiegend moralische Kategorie). Innerhalb der Kategorie verdichten sich die Kontakte, außerhalb dünnen sie aus. So entstehen Gruppen mit unterschiedlichen sozialen Chancen und letztlich stabile Ungleichheiten.

Heteronormativität schließt den Moralmarkt und reserviert den Zugang für die geschlechtsrichtigen Personen. Je nach Übereinstimmung mit dem heteronormativen Standard werden positive oder negative Güter vergeben.

Auf die Sexualordnung ist das Konzept der Marktschließung bislang anscheinend noch nicht empirisch angewendet worden (vgl. die Auflistung bei Cardona Jaramillo 2015: 5). Die Orientierung an ›Märkten‹, wie sie bei Weber angelegt ist (vgl. Weber 2005: 82ff.), kann hier beibehalten werden. Gehandelt werden auf diesem Markt symbolische Güter, die Wertung der Formen von *doing gender and sexuality*. Der Preis – um die Analogie fortzusetzen – besteht im Aufwand, der persönlich zu erbringen ist, sowie in den Lasten, die zu tragen sind. Die Reputation steigt bzw. fällt; es kostet Geld usw. Die erzielbare Lebensqualität hängt allerdings von vielen weiteren Faktoren ab. Berufserfolg und Einkommenshöhe etwa variieren mit einer vorzeigbaren Privatexistenz.

Allerdings findet im Falle der Sexualmoral keine Konkurrenz um die Verteilung statt, denn es geht nicht um knappe Güter, nicht um Geld, Arbeit oder – wie bei Weber – Prestige. Die Besitzer des Normalitätsguts wären sogar einverstanden, wenn alle anderen auch so wären wie sie. Allerdings verhalten sich niemals alle Gesellschaftsmitglieder moralisch konform. Selbst in den US-amerikanischen evangelikal-fundamentalistischen Vereinigungen – und vielleicht gerade hier – werden immer wieder einige der besonders rigorosen Moralapostel von eigenen sexuellen Verfehlungen eingeholt: Sie gehen in Puffs, sind in Dating-Portalen unterwegs, nötigen Frauen, missbrauchen Kinder oder sind bloß schwul, obgleich sie öffentlich die Homosexualität verdammt haben. Immerhin werden auch sie umgehend *ausgeschlossen*.

Moralische Vortrefflichkeit ist ein vermehrbares Gut. Prozesse der Schließung normativ definierter Zirkel und der Ausschließung von Devianz sind kein Nullsummenspiel, sondern ein Kampf um die soziale *Kultur*struktur. Alle Versuche, die Ordnung von Geschlecht und Sexualität mittels politisch-ökonomischer Interessen zu erklären, greifen zu kurz – es geht ›nur‹ um Ideen, um Wissen, um Wertung, und das ist schon mehr als der ›Überbau‹ in der materialistischen Sozialwissenschaft.

Zum Marktmechanismus passen manche Beobachtungen, etwa dass die Markteilnehmer ihre Chancen kalkulieren. In Perioden einer radikalen Schließung verzichten viele Gleichgeschlechtliche auf diese Lebensweise und unterwerfen sich der gängigen Form, etwa durch eine Eheschließung (in Deutschland so zwischen 1933 und 1945 sowie zwischen 1949 und 1969). Der Zutritt zum Feld anerkannter geschlechtlicher Lebensweisen wird durch die Regeln der Heteronormativität gesteuert. Wer sich einer bestimmten Form von Geschlecht bzw. Sexualität zuordnen bzw. sie praktizieren will, steht an dieser Pforte. Passieren kann sie nur, wer sich legitimieren kann; mit dem LSBTI-Stempel gelang das bislang nicht. Mit der Schließung nach außen werden die Abweichenden der sozialen Verachtung preisgegeben, mit der Schließung nach innen werden (wurden) eheliche Beziehungen und deren Sprösslinge privilegiert. Die Schließung des Marktes für Lebensformen bedingt mittelbar eine Schließung der Gruppe der Anständigen.

SCHLIESSUNG NACH AUSSEN

Soziologisch ist einerseits zu fragen, wie die Angehörigen der LSBTI-Kommunität ihr soziales Sein erleben, und andererseits, wie sie von den Majoritären einsortiert werden. Deutungsfiguren wie *wir* bzw. *sie gehören nicht dazu*, *... sind nicht richtig*, *... sollten besser gar nicht da sein* beschreiben durchaus die Lage. Dies scheint der Weber'schen ›nach außen geschlossenen Beziehung‹ zu entsprechen. Außenseiter sind nicht einfach da, etwa weil sie nicht hineinpassen; vielmehr werden sie durch Akte der Disprivilegierung erschaffen. Den Exklusionsakteuren kommt es vielleicht gar nicht auf die Auszuschließenden an, wenn sie das ihnen vorschwebende Modell einer guten Sexualordnung entwerfen und ausgestalten.